

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 10

Artikel: Begegnung mit Mitsou
Autor: Jouanne, Rudolf v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

B E G E G N U N G M I T M I T S O U

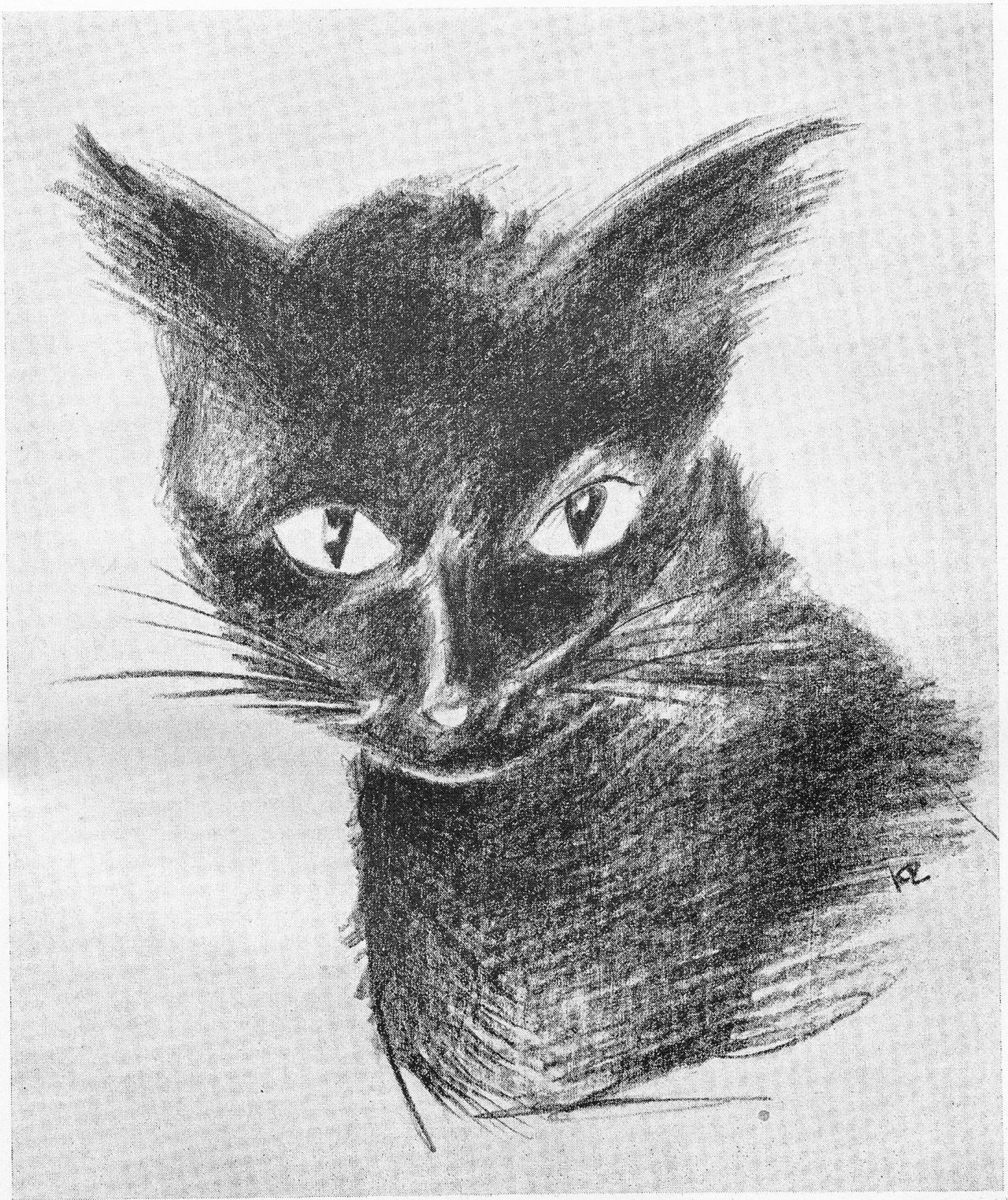
Auf eine seltsame Weise lernte ich Mitsou kennen. Es geschah so, dass ihr Blick mir folgte, als ich an dem Fenster vorbeisritt, in dem Mitsou behaglich hingeräkelt lag. Ich war, wie alle Stadtmenschen, eilig vorbeigegangen, und vielleicht hätte ich sie niemals näher kennengelernt, wenn mich ihr nachdenklicher Blick aus den bernsteingoldenen Augen nicht merkwürdig festgebannt hätte. Ich blieb stehen, um sie in der Grazie ihres seidigglänzenden Felles näher zu betrachten. Mitsous Augen schienen durch mich hindurchzusehen. Sie stand auf, streckte sich langsam und wohligh und, mich weiter messend, verharrte sie in jener unbeschreiblich hoheitsvollen Anmut, die jede Annäherung oder gar läppische Zärtlichkeit wie von selbst verbietet. Ich nickte Mitsou zu und ging schweigend weiter; noch ehe ich das Ende der im mittäglichen Glast liegenden Strasse erreicht hatte, wandte ich mich um. Mitsou stand noch immer unbeweglich und sah unverwandt in meine Richtung. Ich hätte nicht zu sagen vermocht, ob Mitsou mir selbst nachblickte. Dies wäre, so vermeinte ich damals, wohl doch unter ihrer Würde gewesen.

Wochen vergingen. Ich sah Mitsou kein einziges Mal an der Stelle wieder, an der unsere erste Begegnung stattgefunden hatte. Schon fürchtete ich, Mitsous Erscheinung zu jenen Fernen und Unerreichbaren zählen zu müssen, die manchmal von ungefähr unseren Weg kreuzen, kurz nur verweilend, ehe ihre einmalige und unwiederholbare Schönheit sie aus jeder greifbaren Nähe entrückt. Aber ich irrte mich. Eines Tages traf ich Mitsou wieder, als ich im Begriff stand, mich von einer alten Bekannten im Vorgarten ihres sonnigen Hauses zu verabschieden. Mitsou kam ungeniert auf mich zu und stiess einen kleinen entrüsteten Schrei aus. Ich entschuldigte mich bei meiner Bekannten

und wandte mich schuldbewusst Mitsou zu. Sie war offenbar gekränkt, dass ich sie nicht früher beachtet hatte. Meine Bekannte sah mich erstaunt an, und ihren Worten entnahm ich, dass diese prachtvolle Siamkatze hier domiziliere, Mitsou heisse und einer Untermieterin im Parterre gehöre. Ich erfuhr auch, dass Mitsou an dem Ort unserer ersten Begegnung, die ich flüchtig erwähnte, nur zu Gast gewesen war. Erstaunlich sei, dass die sonst so scheue Mitsou mir ganz offenbar Freundschaft und ein gutes Andenken bewahrt hatte. Ich lächelte geschmeichelt und war gerade im Begriff, Mitsou meine Dankbarkeit für diese zweifellos einmalige Auszeichnung zu bezeugen, als sie einen geschmeidigen Buckel krümmte, um alsbald davonzuschreiten, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen. Betrübt über diesen unfreundlichen Abschied, gelobte ich, Mitsou bei nächster Gelegenheit ein Versöhnungsoffer darzubringen. Ich hoffte zuversichtlich, Mitsou würde über die peinliche Tatsache, dass es nur Magermilch war, gnädig hinwegsehen.

Indes, es kam alles anders als ich gedacht. Eines Mittags nämlich erblickte ich Mitsou ohne jede Begleitung auf der gegenüberliegenden Strassen- seite. Sie hatte mich bemerkt und glitt lautlos und geschmeidig zu mir herüber. Ich schwieg andächtig und wagte nicht, Mitsou zu begrüßen. Vielleicht fürchtete ich, dass unsere rauhe menschliche Sprache sie beleidigen könnte. Mitsou musterte mich ernst und verwundert und ging wie selbstverständlich neben mir her. Ab und zu lief sie ein Stück voraus und schaute sich ungeduldig nach mir um. Sowie ich aber meinen Schritt beschleunigte, verlangsamte sie den ihren. Es musste offenbar unvereinbar mit ihrer Würde sein, gleichen Schritt mit mir zu halten. Ihr Freiheitsbedürfnis verbot ihr wohl derlei dienerlich untertänige Gewohnheiten.

Von diesem Tage an wurden Mitsou und ich Freunde. Sie besuchte mich fast täglich, sie lag in meinem Fenster oder sprang — eine seltene Auszeichnung — manchmal auf meinen Schoss. Obwohl sie selbst, wie ich erfahren hatte, keineswegs üppig lebte, wies sie die angebotene Nahrung meist zurück. Sie blieb nur kurz. Ihre Höflichkeit war die einer Königin. Sie belästigte mich nie, ihr Takt war unübertrefflich. Meist glitt sie behutsam in mein Zimmer, legte sich auf den Sonnenfleck der Couch und blieb dort eine Weile, unbeweglich philosophierend. Wenn sie sich dann erhob, durfte ich sie einen Augenblick kraulen,



Zeichnung von K. Roth

was sie mit gelassener Würde über sich ergehen liess, nicht ohne mich dabei ein wenig ironisch zu betrachten. Nur wenn meine Hand sie an einer bestimmten Stelle streichelnd berührte, gab sie einen leise singenden Schnurrton von sich.

Wenn ich zu Abend ass, sass sie mir auf einem Stuhl aufrecht gegenüber und sah mir ruhig und völlig neidlos zu. Es mag wohl sein, dass ihr meine Kost nicht behagte, jedenfalls war ihr jede Form eines Bettelns fremd. Traf ich meine Vorbereitungen zum Nachtmahl, so verliess sie meist taktvoll das Zimmer. Vom Fenster konnte ich dann beobachten, wie sie langsam und hoheitsvoll den Garten durchmass, hie und da stehenbleibend und lässig in die sinkende Sonne blinzelnd. Bald aber kehrte sie zu einem kurzen Plausch mit mir zurück, der sich, nach einer stillen Vereinbarung, wortlos, nur mit der Sprache der Augen vollzog.

Es konnte sein, dass ihr eine meiner alltäglichen Handlungen missfiel. Sie tat das dann mit einem kurzen und herrischen Laut kund, in dem Verachtung ebenso wie Zurechtweisung deutlich mitschwangen. Manchmal, aber eigentlich nur selten, wurde Mitsou zärtlich. Aber die Art, wie sie ihre Zärtlichkeiten mitteilte, war niemals plump vertraulich, sie glich eher der geheimen Gunst, die eine Herrscherin gewährt.

Einmal liess mich Mitsou zehn Tage lang ohne Besuch. Ich war in diesen Tagen gedrückt und misllaunig. Mir fehlte die ausgleichende Wirkung ihrer stillen Philosophie, die ich weit über den geschäftigen Lärm des Alltags erhob. Bald erfuhr ich die tragischen Umstände, die zu der Vernachlässigung geführt hatten. Mitsou, die damals Mutterfreuden entgegenschah, lag eines Mittags, wie gewohnt, auf der Brüstung des wohlvertrauten Balkons, an den vom Garten aus eine kaum zwei Meter hohe Leiter angelehnt war, um Mitsou in ihrer schweren Zeit eine bequeme Abstiegsmöglichkeit zu bieten. Nichtsahnend hatte meine Bekannte vom oberen Balkon ein wenig Wasser heruntergeschüttet, das ihr beim Blumengiessen übriggeblieben war. Dieses Wasser hatte die schlummernde Mitsou getroffen. Durch die plebejische Belästigung in panischen Schrecken versetzt, hatte sie trotz ihres Zustandes unverzüglich den Sprung in den Garten getan, und dabei war das Unglück, von Mitsous Besitzerin vornehm «fausse couche» — die Frühgeburt, geschehen. Daraufhin hatte sich Mitsou in tiefster Menschenverachtung zurückgezogen und sich tagelang nicht blicken lassen. Als sie dann endlich wieder bei mir er-

schien, atmete ich befreit auf und überlegte sogleich, wie ich die auf das ganze Menschengeschlecht gefallene Schande in Mitsous Augen zu tilgen vermochte. Indes, Mitsou schien von mir keine Sühne zu erwarten und schenkte mir unverändert ihre Gunst. Friedvoll verging der Sommer, und unsere Freundschaft schien ungetrübt weiterdauern zu wollen. Da aber geschah etwas, was unser Verstehen für immer und unwiderruflich zerbrach.

An einem jener golddurchsonnten Tage, an denen der Altweibersommer seine silbrigen Fäden über Busch und Baum spann, ertappte ich Mitsou dabei, wie sie in unserem Garten eine Meise fing. Sie tat es mit jener spielerischen Lässigkeit, die uns immer grausam erscheint. Empört und entsetzt zugleich über Mitsous, wie ich vermeinte, unwürdige Handlung, eilte ich in den Garten, um Mitsou meines Unwillens zu versichern. Mitsou kam, übrigens rascher als gewohnt, auf mich zu und legte mir zu meinem nicht geringen Erstaunen den tödlich erschrockenen, aber nur leichtverletzten Vogel zu Füssen.

Die Meise blieb sekundenlang bewegungslos, wohl gelähmt von Schmerz und Schreck, dann tat sie ein paar hilflose Hüpfen auf mich zu. Ich ergriff sie und trug sie wortlos in mein Zimmer. Mitsou sah mich einen Augenblick erstaunt an und folgte mir dann gemessenen Schrittes, kein Auge von meinen Händen wendend.

Die Meise hatte kaum Schaden genommen, ich versah sie so gut ich konnte. Mitsou verfolgte indes aufmerksam jede meiner Bewegungen. Die Meise erholte sich rasch und begann unruhig in meiner Hand zu flattern. Ich trat zum Fenster und setzte sie behutsam auf einen Mauervorsprung. Ich spürte Mitsous Blick im Rücken, aber ich wandte mich nicht um. Plötzlich breitete die Meise die Schwingen aus und flog, immer sicherer werdend, zum nächsten Baum. In diesem Augenblick tat Mitsou einen langgezogenen Schrei. Ich wandte mich um. In ihrem Blick, der mich lange bannte, war weder Wut noch Gier. Vielleicht lag in dem Flackern dieser goldfarbenen Augen eher etwas wie Verachtung. Ihr ganzer Körper schien in ungeahnter Spannung zu vibrieren. Fast war es, als wollte sie mich angreifen. Aber nichts dergleichen geschah.

Langsam begann ich zu begreifen, dass ich Mitsou durch meine Tat tödlich gekränkt hatte. In einer kindischen Anwandlung glaubte ich, Mitsou trösten zu müssen. Aber da schloss ihr Blick sich

zu und ging, plötzlich starr geworden, durch mich hindurch. Ein jahrhundertealtes Wissen schlummerte darin, fern und unergründlich. Noch ehe ich irgendeinen Entschluss zu fassen imstande war, wandte sich Mitsou ab, und mit der Anmut eines uralten Geschlechtes, dessen Erstlinge als heilig verehrt wurden, schritt sie für immer von dannen.

M I A U !

Ein interessantes Tier ist unsere Katze — man sollte es kaum für möglich halten! Wenn sie um unsere Füße streicht mit hochgestelltem Schwanz, den Rücken leicht gebuckelt und zärtlich schnurrend Kopf und Fell an unseren Kleidern reibt — wer denkt da schon daran, dass sie von Göttern herkommt? Oder, wenn sie wieder einmal (es ist schon rein zum verzweifeln!) Mutterfreuden entgegen sieht, wer hält es da für möglich, dass sie vor ein paar hundert Jahren noch grössten Seltenheitswert besass und von Fürsten als fürstliches Geschenk gewertet wurde? Man liebt sie, die sanfte Schmeichlerin, die raubtierhaft-geschmeidige Fremde, man liebt sie vorbehaltlos, ohne sich über die Gründe logisch-lehrhaft Rechenschaft zu geben, wie es etwa Schopenhauer tat: «Dass uns der Anblick der Tiere so sehr ergötzt, beruht hauptsächlich darauf, dass es uns erfreut, unser eigenes Wesen so sehr vereinfacht vor uns zu sehen. Es gibt auf der Welt nur ein lügenhaftes Wesen: es ist der Mensch. Jedes andere ist wahr und aufrichtig, indem es sich unverhohlen gibt als das, was es ist, und sich äussert, wie es sich fühlt.»

Ein wahres Philosophenwort aus kühler Verstandesferne gesprochen, während bei uns gewöhnlich Sterblichen sich gleich das Herz einzuschalten pflegt. Die hitzigen Argumente für und gegen die Katze, wer konnte sie nicht? Die Katze ist falsch! Nein, die Katze lebt echt und unverstellt aus ihrem Wesen heraus; an uns Menschen ist es, sie in ihrem Wesen verstehen zu lernen. Sie liebt die Freizügigkeit, Gehorsam kennt sie nicht, stets wahrt sie ihre Eigenpersönlichkeit. Sie wehrt uns ab, wenn wir ihre Kreise stören, und sucht die

streichelnde Hand, weil die zarte Berührung tausendfältige lustvolle Reize auf ihrer hochempfindlichen Haut hervorruft.

Die Ahnherrin unserer heutigen Hauskatze haben wir im warmen Süden zu suchen, in Afrika und Vorderasien, hauptsächlich in Nubien und Oberägypten. Von Nubien schreibt sich ihr offizieller Name «nubische Falbkatze» her; in Ägypten genoss sie in Gestalt der katzenköpfigen Göttin Bastet höchste Verehrung. Ägypter waren es auch, die sie erstmals zähmten, und obwohl diese Zähmung auf recht rauhe Weise vor sich ging, bequemte sich die Sammetpfötige erstaunlich schnell zur Gemeinschaft mit ihren Peinigern, fand Geschmack an einem Zustand, der sie aller drückenden Nahrungssorgen enthob, und führte getreulich aus, was man von ihr erwartete: sie ging den Mäusen zuleibe, die in dem reichen Kornland Ägypten ein geradezu schlaraffisch-üppiges Leben führten und sich beängstigend vermehrten.

In Europa kannte man als Mäusejäger bis ins Mittelalter hinein nur Marder, Frettchen und Wiesel. Die ersten Nubierinnen dürften etwa im achten oder neunten Jahrhundert ihren Einzug bei uns gehalten haben, doch fanden die wärmegewohnten Luxusgeschöpfe aus dem Sonnenland Afrika im rauhen Klima Mitteleuropas denkbar ungünstige Lebensbedingungen vor. Allen Stürmen preisgegebene Burgen mit meterdicken Mauern, mit Böden aus Erde oder Stein, im Sommer Kälte ausstrahlend, im Winter von Kaminfeuern notdürftig erwärmt; schmale Fenster-schlitze ohne Verglasung, die kaum Tageslicht, geschweige denn Sonne, dafür aber Kälte, Nebel, Feuchtigkeit ungehindert eindringen liessen — konnte das die Fremde aus sonnigen, lichterfüllten Breiten verlocken, sich heimisch zu fühlen?

Kein Wunder, dass sie sich nur sehr langsam der ungewohnten Umgebung anpasste. Noch im 14. Jahrhundert besass sie so grossen Seltenheitswert, dass bei einer Hofübergabe die zum Haus gehörende Katze ausdrücklich in der Urkunde aufgeführt wird. Aber der Tüchtige setzt sich durch, und unsere Falbkatze, schmiegsam, freiheitsdurstig, zäh und zärtlich, wie sie nun einmal war, fand einen recht natürlichen Weg, sich im unwirklichen Europa zu behaupten: sie begegnete auf Liebespfaden in den mächtigen nordischen Wäldern ihrem Artgenossen, der bedeutend stämmigeren Wildkatze, deren Zähmung nie gelungen ist, und die kleinen Bastarde aus dieser Mesalliance zwischen einer fremdländischen Prin-

zessin und dem einheimischen Wildtier erwiesen sich als so lebenskräftig und fortpflanzungsfreudig, dass wir uns heute des Katzensegens kaum noch zu erwehren wissen.

Einen Trauschein können Wildkatze und Nubierin nicht vorweisen, sie müssen sich schon auf den Dompfaff berufen, der sie getraut hat — eher noch war es ein Uhu zu nächtlicher Stunde. Das Wildkatzenerbe jedoch verrät sich deutlich in den Körperformen und der Fellbeschaffenheit unserer Hauskatze. Bei den zierlich Schlanken, Einfarbigen dürfte das Nubierblut überwiegen, während die eher gedrungeneren, wuchtigen Typen mit Tigerzeichnung oder dem seidig-dichten Angora-Fellkleid auf einen stärkeren Wildkatzeneschlag hinweisen. Doch ob gefleckt, getupft, getigert, ob schwarz oder weiss, sammetbraun oder rot — sobald es sanft und kläglich «miau» sagt, fliegen dem Büsi alle Herzen zu. So ist es stets gewesen — so wird es immer sein.

*Zum 200. Geburtstag des Komponisten
Wolfgang Amadeus Mozart am 27. Januar*

Peter Otto Schneider

M O Z A R T I N D E R S C H W E I Z

Am 9. Juni 1763 begab sich Leopold Mozart mit seinen Kindern Wolfgang Amadeus und Maria Anna, dem Nannerl, auf die dritte Kunstreise, die durch Bayern, Schwaben, die Rheinlande, Frankreich nach England, durch die Niederlande wieder nach Frankreich zurück und durch die Schweiz nach Süddeutschland heimwärts nach Salzburg führte. Dieses Mal fuhr auch die Mutter mit. Vater Leopold hatte einen eigenen Wagen gekauft, einen Diener gemietet, und im Gepäck befand sich ausser den Koffern mit Kleidern und Wäsche, mit Musikalien und anderen Notwendigkeiten auch ein «Geigentrückli» und ein «artiges Klavier». Die beiden Wunderkinder — das Nannerl war zwölf, Wolfgang sieben Jahre — wurden den

politischen, musikalischen und literarischen Berühmtheiten ihrer Zeit vorgestellt; die wichtigste Begegnung für die Entwicklung des jungen Komponisten war wohl die Begegnung mit Johann Christian, dem Londoner Bach. Mehr als drei Jahre nach der Abreise von Salzburg — es ist Mitte August des Jahres 1766 — finden wir die Familie Mozart in Lyon, wo sich Leopold Mozart entschloss, über Genf in die Schweiz zu reisen. Noch aber weiss er nicht, ob «wir rechter Hand über Zürich oder linker Hand über Basel hinausgehen.» Am 20. August langte man in Genf an und blieb dort drei Wochen. Vielleicht wohnten sie im Hotel de la Balance, in dem dreizehn Jahre später Goethe abstieg. Von einem Konzert oder sonstigen musikalischen Ereignissen, die im Zusammenhang mit der Anwesenheit der Familie Mozart gestanden hätten, ist uns nichts überliefert. Sicher aber verfehlten sie nicht, den damals hoch angesehenen Komponisten und Violonisten Caspar Fritz aufzusuchen. Eine Verbindung mit dem «Weisen von Ferney» scheint nicht zustande gekommen zu sein, obwohl der berühmte Pariser Encyclopädist Friedrich Melchior Grimm den dreiundsiebzigjährigen Voltaire auf das Wunder aufmerksam gemacht hatte.

Aufenthalt in Lausanne

Vom 12. bis 16. September weilte die Familie Mozart in Lausanne. Hier fliessen die Nachrichten etwas reichlicher. Leopold berichtet: «Wenn man nach Bern will, muss man durch Lausanne reisen. Obwohl wir uns da nur über Mittag aufzuhalten gedachten, so kamen doch beim Absteigen von unserm Wagen die Bedienten vom Prinzen Ludwig von Württemberg, der Madame d'Aulbone, der Madame d'Hermenche, des Monsieur de Sévery und andere zu uns, und ich konnte nicht anders, als mich durch diese ansehnlichen Personen bereden zu lassen, mich fünf Tage in Lausanne aufzuhalten.» Für den «Herzog Louis von Wirtemberg Durchl. in Lusana» komponierte damals der junge Wolfgang «Verschiedene Solo für die Flauto trav.», die unter der Nummer 33a im Köchel-Verzeichnis seiner Werke registriert sind. Leider sind die Manuskripte verschwunden.

«Das Siegel des Genies»

Dem Lausanner Aufenthalt verdanken wir feine Betrachtungen aus der Feder des angesehenen Arztes Dr. August Tissot, der damals in Lausanne eine moral-wissenschaftliche Zeitschrift heraus-